

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 74

Posen, den 29. März 1929.

3. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

(1. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Allmählich kam die Auktion in Gang. Es war eine umständliche Sache. Nicht jeder Bod packte für jede Herde. Der eine wollte das Blies dicht und fein haben, der andere schütterer und drahtig, einer suchte ein starkknochiges und gedrungenes Gebäude, einer ein hohes und langes, so, wie jeder es für seine Zucht brauchte.

Mitten im Stall, wo die Sonne einen hellen Kreis warf, führte der Schaffknecht die einzelnen Tiere vor. Der alte Raadow machte rauh und eintönig die nötigen Angaben. Er kannte jedes einzelne in- und auswendig, die Vorfahren bis ins zehnte Glied, wie die Eigenschaften sich vererbt, verbessert, entwickelt hatten. Mit Max wurde der Anfang gemacht. Der Bod stampfte zornig mit den Füßen und senkte das breite Gehörn zum Stoß, wenn einer nach dem andern kam, ihm in das schwere Blies griff, ihn vom Rücken bis zu den Beinen, vom Kopf bis zum Schwanz abtastete, die Wolle auseinanderbog oder das Gebiß untersuchen wollte.

Die Herren waren ganz still geworden. Wo man die Augen offen haben mußte, mußte man den Mund schließen. Nur der Rittergutspächter Schönborn gab mit einem lauten: „Donnerwetter!“ seiner Bewunderung Ausdruck und machte dem alten Raadow eine Faust: „Sie Mordster!“ Und alle fühlten nach der Briestasche an ihrer Brust. Das Tier würde einen Baken kosten. Aber keiner mochte das erste Gebot abgeben. Und bald ging der eine, bald der andere noch einmal prüfend um den Bod herum, bis der Dubberziner dem Oberamtmanne einen aufmunternden Blick zuwarf: „Na, Dreist, nu los! Immer dreist und gottesfürchtig!“ und der Oberamtmanne ihm auch den Gefallen tat und mit fünfzehnhundert anging. Mit diesem Hammelsprung des Oberamtmanns kam die Auktion allmählich in Gang. Aber bald ging es so lebhaft zu, wie im Hinterzimmer von Mundts Hotel, wo die Landherren nach den Versammlungen in der Kreisstadt ein Spielchen zu riskieren pflegten, bald hoch, bald niedrig, bald mit Sekt und bald mit Rotzpon, je nachdem die Gelegenheit, die Zeit und die Börse war.

Heute mußten sie alle blechen und bluten und trieben mit einer gewissen Schadenfreude einander hoch und höher.

Max war bis auf dreitausendfünfhundert geklettert. Der Pustaminer Saleske, der ziemlich beleibt und ein wenig gichtisch war, riß den Otternpelz auf und japste: „Viertausend.“ Aber sein Partner, der Administrator Blütow, der eine Domäne des Klosters von Lottum bewirtschaftete, gab nicht nach. Er wischte sich das Dröpelchen von der dicken Nase, denn er hatte Schnupfen im ersten Stadium, wenn er noch wässerig ist, und rief im sächsischen Dialekt: „Viertausendfünfhundert!“ Schon sollte der Bod ihm zugeschlagen werden, als der Dubberziner wie ein Habicht vorstieß und fünftausend bot. Damit war der Kampf um Max entschieden, und Herr von Rothkirch sah sich triumphierend um und

grinste den Administrator Blütow an: „Den nächsten laß ich Ihnen.“ So ging es weiter, und die Preise blieben gut.

Melms biß sich auf die Unterlippe und nagte am Schnurrbart. Er rechnete, wie die Zahlen an sein Ohr schlugen. Es würde eine anständige Summe einkommen, — aber reichen würde es nicht. Der große Schaffstall mußte umgebaut werden; es war die höchste Zeit. Ein Sturm wie vor zwei Jahren, und er stürzte den Hammeln über den Köpfen zusammen. Die Dampfmaschine in der Brennerei war veraltet. Sie lief dreißig Jahre schon; er brauchte in drei Monaten so viel Kohlen wie der Dubberziner im ganzen Jahr mit seiner neuen Compoundmaschine. Ochsen fehlten. Futter mußte er kaufen. Der dritte Schnitt war bei der Trockenheit des letzten Sommers ganz ausgefallen; der zweite war nur kümmerlich gewesen. An Luzerne hatte er kaum halb so viel als sonst. Was er eingesäuert hatte, war versüßert, und die Sonne schien in den fast leeren Heuboden. Die Rationen waren schon stark herabgesetzt; er fütterte mit Rüben und Schlempe, und der Milchpächter klagte über die schlechte Milch. Nein — wieviel er auch rechnete, es reichte nicht hin noch her. Es war zuviel gewesen in den letzten Jahren.

Und Thaddäus Breszinsky — der mußte noch warten, der würde sich verträumen lassen. Denn sonst — das Herz zog sich ihm zusammen, es stieg ihm in die Kehle und würgte ihn, die Augen traten ihm stier aus dem Kopf. —

Da schlug ihm der Paalower, Herr von Cocceji, mit seiner Riesenpranke auf die Schulter: „Na, Melms, alter Schwede, was tun Sie denn, als wären Ihnen die Mäuse in den Klee gekommen.“

Und Melms lachte gezwungen und nickte: „Sind sie auch.“

Ja, die Mäuse waren in seinem Klee, fraßen und fraßen alles kahl und ließen nichts übrig.

„Zweitausendeinhundert!“ bot Dreist, und schon schrie der Misteldorfer dazwischen: „Zweitausenddreihundert!“

Thaddäus Breszinsky hatte derweil sein Pferdchen eingestellt, ihm eine Decke übergelegt, den Zaum aus dem stumpfen Gebiß genommen und Hafer in die Krippe geschüttet, aber nicht von seinem; das Pferdchen sollte doch wieder einmal vom Henkenhagener kosten, daß es ihm daheim wieder besser schmecke. Danach ging er so auf dem Hof umher, schnüffelte hier und da, sah bald zu den Schweinen und bald zu den Rühnen hinein, aber wenn er an den Bodstall kam, blieb er horchend am Tor stehen, schlug den hohen Schafpelzkragen an der Seite nieder und drängte den Kopf dicht gegen die Bretter, und es tat seinen klugen Ohren wohl, wenn er hören konnte, wie gehandelt ward. Mitunter trat er auch in den Winkel bei der Brennerei hinter einen Kartoffelwagen und nahm verkohlen einen Schluck, denn die Kälte schlug durch den Pelz, und sein Magen fror, und die Auktion war eine langwierige Sache. Als ihm auch die Füße kalt wurden, schlurte er in die Küche, ob er etwas Warmes kriegen könnte.

Gottfriede Melms, die zwischen den Mädchen mit der kleinen buschigen Mamsell in der Küche hantierte, das Auktionsfrühstück herzurichten, erschrak, als sie den Händler in der Tür stehen sah. Sein Besuch hatte in

der letzten Zeit immer Verdruß und Aerger gebracht. Tagelang war der Vater dann immer verstimmt gewesen. Und so fragte sie, in den Augen Unwillen, fast Zorn, mit harter Stimme: „Na, Herr Breszinsky, was bringen Sie denn heut?“

Breszinsky grinste aus dem hohen Kragen hervor und zog den Lederriemen fester.

„Bringen, gnädiges Freilein, bringen heit nißcht.“ Bei sich dachte er: Muß man denn immer bringen, kann man auch holen.

Laut aber fuhr er fort: „Kann man doch auch kommen aus Freundschaft, kann man doch neugierig sein auf Auktion.“

Er schlug die Hände ein paarmal an den Leib, daß es dumpf klatschte.

„Is kalt heit, pierunno, friert Kalb in Ruh. Wann gnädiges Freilein mecht haben iebbrig von Raffee.“

Gottfriede wandte sich erleichtert dem Wirtschaftstisch zu und schnitt die Schwarte von dem Schinken. Aber so recht traute sie dem Händler nicht.

Mamsell Binchen goß ihm von dem heißen Leutekaffee ein und machte ihn süß. Thaddäus Breszinsky nahm den blau und rot geringelten Topf in die flamm gewordenen Hände, wärmte sie daran, blies und trank und schnaufte und ließ es sich nicht kümmern, wenn er sich auch Lippen und Zunge ein wenig verbrannte. Als er auf den Grund gekommen war, schwenkte er den letzten Schluck herum, den dicken Zucker mitzunehmen, und schlürfte alles bis zum letzten Tropfen aus, stellte den Topf auf den weißgeschauerten Küchentisch, daß er einen Rand machte, rief sich den Magen und küstete die schwarze, spitze Krimmermütze.

„Scheenen Dank auch, gnädiges Freilein. Is Raffee besser als Schnaps. Und billiger. Aber hat man nicht immer so stark und so heiß.“

Dabei schnupperte er lüstern nach dem Herd, wo vom heißen Punsch ein lockender Duft von Zimt und Nägelein ihm in die rote Stupsnase stieg. „Punsch is heiß, Raffee is heiß; wenn man hat getrunken, is sich Topf leer.“ Mit dem Gedanken rief er sich von dem verführerischen Duft los, machte eine unterwürfige Verbeugung und klapperte über die roten Ziegelsteine in den schweren Holzschuhen zur Tür.

Die Mädchen lachten.

Mamsell Binchen warf einige Abfälle in den Schweineeimer und sagte: „Ich kann den alten Spitzhuben nicht ausstehen.“

Es polkerte die Steinstufen stampfend in die Höhe und gegen die Tür. Schwäpenheuer, der Fischer, brachte die Karpfen, denn Karpfen in Bier mit Rotkohl war das stehende Senkenhagener Essen bei der Vorkauktion und weit und breit berühmt. Schwäpenheuer stand breitbeinig in den hohen Wasserstiefeln mitten in der Küche, schwenkte den Hamen mit den zappelnden Karpfen von der Schulter und betete seinen gewohnten Spruch her:

„Ich bring de Fisch
För unsen Herrn sien Disch,
Sinn good und frisch,
Sinn good und frisch.“

Wo schälens hen?“

Die Leuteköchin rückte die große, schon bereitstehende Wanne hin, und die Fische glitten aus dem Netz hinein. Schwäpenheuer griff den größten an den Riemen, hielt ihn hoch in der Luft: „De is fett as en Quapp,“ ließ ihn in die Höhe springen, daß er in die Wanne zurückfiel und hob den Finger. „Un alltop häwwens Rogn. Da is kein mang, de nich Rogn hädd. Und Rogn dat bedüüd Zeld. Dat is wiß. Dat heww ich utspintisiert.“

Er wischte sich mit dem Handrücken die Nase und strich sich rechts und links die Schifferfräse.

„Nu mücht ich mi en beten setten.“ Er sah Gottfriede Melms um Erlaubnis bittend an. „Wenn de gnädiges Freilein mit dat en beten verstaten wull. Dat es en verdammte Staken dör den Schnee, un de Odem bliwwt em ‘n de Näs.“

Gottfriede lachte.

So schüchtern, Schwäpenheuer? Wie wär's denn mit einem Gläschen Punsch?“

Der Fischer rief die runden Augen auf. Das war nun schon jahrelang dieselbe Sache. Erst bei der gnädigen Frau, und danach bei dem gnädigen Fräulein, aber diese Frage ließ ihn immer von neuem die Augen aufreißen und die Knieblößen blähen.

„Punsch. O, da bün ich kein Kostverächter von. Nemmer Wasser, auswendig und inwendig —“ Aber seine Nase strafte ihn Lügen, wenigstens in dem letzten Fall.

Er rückte sich einen Schemel dicht an das prasselnde Herdfeuer, schob die gestrickte Mütze unter sich, sog eine Weile den würzigen Geruch in seine breite Nase, dann trank er langsam und bedächtig wie ein Feinschmecker, spitzte die Lippen und leckte sie ab und lobte. „Dat is mal ein Schmedsduprächtiq. Den hat das gnädige Fräulein ‘raus; dat is noch besser wie bei Kolltermannen in de Stadt. Dat is en wahres Labial.“

Der schwarze Kater gluppte aus dem Holzloch unter dem Herd und schnurrte.

Schwäpenheuer streichelte ihn und hielt ihm das Glas hin. „Wust eis kosten?“

Aber der Kater fuhr zurück und jauchzte.

Der Fischer schlug sich auf das nasse Knie. „Bist du dämlich. Newerst dat ‘s immer so un nich anners. Wat den einen sin Uhl, is den annern sin Nachtigall. Un is man good, dat de Katten, de Rüh und de Bird nich oof Punsch trinken.“

Da nahm ihm Mamsell Binchen schweigend das leere Glas fort und tat ihm ein scharfes Messer in die Hand. Und Schwäpenheuer gab sich einen Ruck, stand auf, die Karpfen zu schlachten, nahm einen nach dem andern auf das Brett, stach ihn ab und hatte für jeden eine besonders schöne und treffende Deutung.

„So, nu heßt lang noog mit de leddige Fischblas‘ vrast.“ Damit warf er den letzten, kleinsten in die Bütte.

Gottfriede Melms war in die Vorratsstube neben der Küche gegangen. Sie mochte die Schlachtereier nicht mit ansehen. Ihr taten die Fische leid, und die Quakelei des Fischers machte die Sache nicht besser.

Als sie zurückkehrte, war der Fischer fort. Binchen wog Salz und Gewürz ab. An der steinernen Gasse stand die Köchin und schuppte, daß es spritzte. Ihr Gesicht brannte wie ihr rotes Haar, ihr Busen schwappte, und in Gedanken summt sie ein schönes, aber nicht sehr anständiges Lied vom Tanzboden. Dann fluschte es wenigstens. Und es war die höchste Zeit, wenn alles fix und fertig werden sollte. Zwanzig Pfund Karpfen wollten geschuppt sein.

Die Schüsseln für das kalte Büfett, das außerdem noch gestellt wurde, denn die Gäste waren immer hungrig und schlugen eine mächtige Klinge, waren fertig und standen garniert und aufgemacht in der Vorratsstube.

Gottfriede fragte Mamsell Binchen, ob noch etwas fehle. Aber es war alles ohne Tadel, und die Mädchen trugen die Gerichte auf.

Aus der Küche kam auch schon der Dunst der kochenden Fische. So ging alles seinen Gang, und man konnte wieder einmal mit Ehren bestehen.

Und während die Mamsell hin und wieder ging zwischen Küche und Vorratsstube, setzte sich Gottfriede an das aufstauende Fenster, stützte den Kopf in die Hand und sah zwischen den Eisblumen über das große Rundstück vor dem Gutshaus, auf dem im Sommer ein Teppichbeet, ein achtzackiger Stern, in den sieben Regenbogenfarben leuchtete, sah den Weg entlang, der, von bereitem Rotdorn gesäumt, auf den Hof führte. Ihr klares, verständigtes Gesicht war ernst. Ihre Gedanken waren bei der Vorkauktion und bei dem Kater. Ob er jetzt ein froheres Gesicht machen würde? Ach, es war so schwer gewesen in der letzten Zeit. Sie ahnte, was ihn drückte, außer der Trauer um den Bruder und dem

Schmerz um die Mutter. Aber sie durfte sich nichts merken lassen. Sie mußte harmlos und fröhlich tun, sonst wurde es mit seinem Nismut nur noch schlimmer. Den Inspektor mochte sie nicht fragen. Er hätte ihr auch wohl nichts sagen können, denn der Vater trug eben alles allein. So lange war schon keine Freude mehr im Haus. Es war alles grau. Die Nachbarn kamen immer seltener und blieben nicht lange. Man merkte es, wie ihnen die schwere Luft von Henkenhagen aufs Herz fiel. Bei der Bodauktion war das anders. Da kamen auch Fernere und Fremde; da kam auch Geld. Und dann wurde es wohl ein wenig besser und heiterer. Ihr einziger Gast war Mamsell Binchen. Sie war schief und budlig und runzlig, aber ihr Herz war gerade und aufrichtig. In den glücklichen Zeiten war sie ins Haus gekommen, und in den traurigen war sie auch geblieben. Sie sprach nicht viel, ging so still hin und her im Hause, in Küche und Keller, daß man sie kaum merkte. Aber sie war wie ein guter Geister für alle.

Ein schrilles Geklapper durchriß die Luft und Gottfriedens Gedanken. Vor der Deputatenschmiede stand Behnke der Schmied und bearbeitete eine aufgehängte Flügelchar mit zwei Hämmern. Dann ging im Dorf die Glocke; sanft und dünn glitten die Klänge über die verschneite Flur, als fröhen sie in der kalten Luft zu Glas. Die Mägde kamen mit Stippeln und Melkeimern aus dem Kuhstall und klozten über das Pflaster und lachten auf, wenn eine umknickte, unter deren Holzpantinen sich der Schnee zu fest geballt hatte. Die Knechte schlenderten, die Hände in den Taschen, pfeifend und Scherz treibend, ihnen nach. Im Inspektorhaus, rechts von der Einfahrt, einstöckig und weiß getüncht, war im Kellergeschoß der Tisch für die fremden Rutscher gedeckt. Die buntemalten Teller standen bereit, auf dem Herd dampfte das Rauch-

fleisch und der Erbsenbrei, in dem der Löffel stehen konnte, und der Dunst von gebratenen Zwiebeln zog durch den Flur; Herkules, der Hoshund, stand vor der Tür, hob die Nase in den Wind und saßte links von dem Abstracheien Posten, wach und wankte nicht, denn hier gab es was Gutes.

Die Auktion war zu Ende.

Der Schafmeister las noch einmal die Namen der Böde, ihrer Käufer und die Kaufsummen vor. Dann bat Melms die Herren zum Frühstück. Seine Augen blickten froher und zuversichtlicher als vor ein paar Stunden. Er hatte diesmal so gut abgeschnitten wie seit Jahren nicht, und das gab neuen Mut.

Als sie über den Hof dem Herrenhaus zugehen, in lebhaftem Gespräch, jeder seinen Bod herausstreichend und alle des Lobes voll über die treffliche Zucht und den alten Schafmeister, schlurzte in angemessener Entfernung Thaddäus Wreßzinsky hinter ihnen her, schnurkelte, weil ihm die Nase laufen wollte, kniff das eine Auge ein, schielte der Gesellschaft nach und machte ein profitliches Gesicht.

In seinem Geschäftszimmer, rechts, wenn man ins Haus kam, gleich neben der Tür, strich Melms die Gelder ein, Gold und Papier, alles bunt durcheinander, und seine heißen Hände wurden kühl, wie zur Sommerszeit, wenn er sie in frisches Wasser tauchte. Er schlug den eisernen Schrank zu. Jetzt konnte er mit seinen Gästen den zweiten Teil der Auktion getrockneten Herzens beginnen. Wenn Wreßzinsky wartete, bis zur Ernte — wahrhaftig, dann konnte er sich rappeln. Dann kam er noch einmal heraus. Der Kerl hatte ja kein schlechtes Herz. Der würde ihm die Krift gönnen. Es war ja nicht sein Schaden. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Geißel der Tornados.

Die Tornados, die in Nordamerika von Zeit zu Zeit immer wieder auftreten — am häufigsten in den Spätsommermonaten, weniger oft im Frühjahr —, waren für das Land von jeher eine der fürchterlichsten Geißeln. Solch ein Hurrikan schlägt meist meilenweit im Umkreise alle Menschenarbeit und alles Menschenwerk zur Verwüstung, zu grauenhaften Chaos.

In ziemlich frischer Erinnerung ist noch die schwerste Tornado-Katastrophe aus neuerer Zeit: die ungeheure Heimsuchung, die vor wenigen Jahren das paradiesische, blühende Landgebiet traf, dem man nicht zu Unrecht den poetischen Namen Florida gegeben hat. Noch heute, wiewohl schon eine geraume Zeit seit jenen Schreckenstagen vergangen ist, zeichnen sich an manchen Stellen der „amerikanischen Riviera“ die Spuren jener ungewöhnlich schweren Naturkatastrophe deutlich genug ab.

Das ist nur allzu leicht erklärlich. Was man da in dem prachtvollen, von mildem halbtropischen Klima begünstigten Seelküstengebiet Floridas in langen Vorkriegsjahren und dann vor allem nach dem Kriege an Bädern und Luxusstätten geworfen hatte, Luxusstätten, die an Komfort alles in der Welt hinter sich ließen, das konnte bei dem gewaltigen Umfange der damaligen Verheerungen in dieser kurzen Zeit noch nicht im alten Glanze hergerichtet werden. Es wird noch der Arbeit von zwei bis drei Jahren bedürfen, bis der verwöhnte Geschmack wieder das zurückhalten hat, was ihm damals der Tornado im Zeitraum von Stunden in Trümmer schlug.

Immerhin traf das damalige Schicksal keinen Armen. Nach echt amerikanische spekulativen Sinn hatte sich die erlebte Gesellschaft, Dollarkönige und andere Größen, kurz alles, was sich zu den „upper ton“ rechnen darf, in diesem Gebiet der wahrgewordenen Märchenphantasten, im verschwenderischen Lebensstil schier den Rang abgelassen, so daß man in Amerika schließlich zwischen Millionären und Florida-Millionären unterschied. Viele von diesen Florida-Millionären haben inzwischen zwar wieder alles im alten Stile herrichten lassen, manche andere aber wieder, die trotz ihrer unermesslichen Reichtümer zu „rechnen“ scheinen, haben bisher nur die Hauptschäden ausbessern lassen, vielleicht auch aus Angst, daß das, was man heute neu geschaffen, übermorgen schon wieder dem Erdboden gleich gemacht sein kann.

Zu Tausenden zählten bei jener Katastrophe die Bodenspekulanten, die über Nacht zu armen Schludern geworden waren. Hier war nicht allein das Paradies der arrivierten Vantees, hier war auch, wie nirgends sonst in der Welt, das wahrhafte unkopierbare Paradies der Spekulanten. Hier in Florida, das die Union vor rund 110 Jahren den Spaniern um die Bagatelle

von fünf Millionen Dollar abgetauft hatte, hier in diesem Land, da die Parzellen viele Jahrzehnte hindurch beispiellos billig waren und beispiellos leicht an den Mann gebracht werden konnten, hier blühte der Spekulantentum wie unter Treibhaus-temperaturen.

Als erster Weißer hatte Ponce de Leo den Fuß auf den Boden Floridas gesetzt. Am Palmsonntag dieses Jahres sind es genau 417 Jahre her. Ponce de Leon, der spanische Entdecker, lebte deshalb mit einer unendlichen Sehnsucht für dieses Land, weil ihm Indianer berichtet hatten, daß dort der Quell fließe, der „ewige Jugend“ verleihe. Weder der Spanier noch die, die nach ihm kamen, haben diesen unschätzbaren Quell finden können, dafür haben doch die Vandalen, die Gouls und im Verein mit ihnen die Parzellenhändler diesen Quell gefunden. Jeder nach seiner Art.

Die Spekulanten und Landagenten haben es heute freilich erheblich schwerer als vor einigen Jahren noch. Nicht, als ob alles auf das Konto der schweren Verwüstungen ginge, die seinerzeit angerichtet wurden, nicht wenige haben sich an Florida, dem amerikanischen Ueber-Venedig, übersättigt, trotz der unerhörten Pracht, trotz der Anzahl von Erholungs- und Vergnügungstätten, die auf exklusivsten Amerikanismus zugeschnitten sind. Diese Ueberfättigung mag nicht ganz unwesentlich mitverantwortlich sein durch nicht allzu angenehme Erfahrungen bei der Ansässigmachung. Gleich nach dem Kriege riß man den Spekulanten, im Banne der ungeheuren Reklame-Suggestion, die Parzellen um jeden Phantasiepreis aus der Hand, denn von Woche zu Woche erlebte die Grundstücksfrage eine Vertenerung um das Zwanzigfache, um das Bierzigfache! Und heute sitzen Hunderte auf diesen phantastisch schönen und phantastisch teuren Landstücken fest. Das Ende jedes „boms“.

Immerhin sind auch für das Jahr 1929 verschiedene Millionen zur Verfügung gestellt worden, um einestils die letzten Reste der Naturkatastrophe fortzutun, andernteils aber auch, um der wirtschaftlichen Aufwärtseentwicklung Floridas noch weiteren Boden zu erschließen. Namentlich sollen die Verkehrsmittel auch in den Teilen des Landes bis ins Letzte ausgebaut werden, die bisher noch weniger fürsorglich behandelt waren.

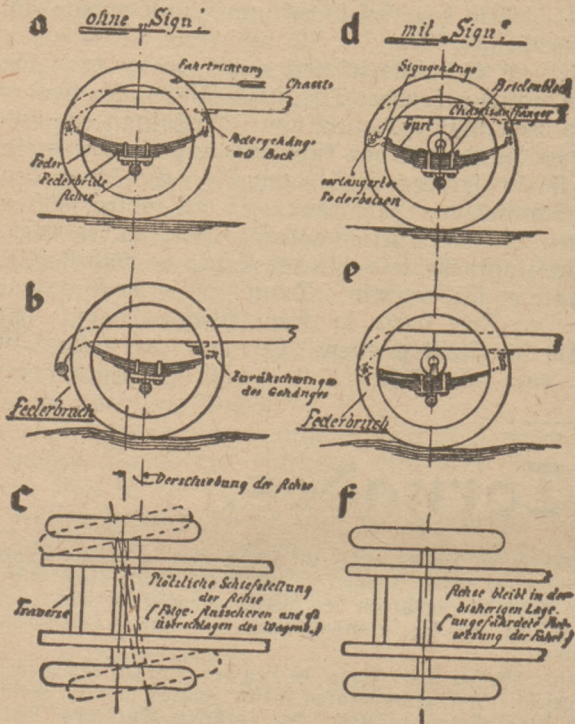
Die Schar der Betrüben, die auf ihren teuren Landstücken buchstäblich, feststehen, hat unter diesen Umständen immer noch Aussicht, daß eines schönen Tages doch noch welche auftauchen, die ihnen die jahrealte Sorge wieder abnehmen, namentlich, wenn die amerikanische Reklame eine neue große Suggestion für Florida, das Land der Blumenwunder, der Plantagen und des ewig-blauen Himmels, in Szene zu setzen weiß.

Der Vorderfederbruch am Automobil, seine Folgen und deren Vermeidung.

Laßen wir in Gedanken die Automobilunfälle der vorigen Jahre an uns vorüberziehen, dann können wir feststellen, daß in den meisten Fällen von einem Versagen der Steuerung, von einem Schleudern oder Ueberschlagen des Wagens als Ursache des Unfalles die Rede ist. Ein Versehen oder eine Unaufmerksamkeit des Fahrers ist wohl in den allerwenigsten Fällen anzunehmen, die Ursache liegt in diesen Fällen fast immer in einem Vorderfederbruch. Statistisch nachgewiesen ist auch tatsächlich für fast 90 % der Autounfälle als Ursache „Vorderfederbruch“. In den schweren und schwersten Fällen, bei denen der Wagen vollständig zertrümmert worden ist, kann ja die Ursache nicht mehr oder nur schwer festgestellt werden. Bei leichteren Fällen läßt sie sich feststellen, man macht sich aber keine Gedanken darüber, wie gefährlich solch ein Unfall ist, weil es „eben noch einmal gut gegangen ist“.

In nachstehendem soll nun untersucht werden: Was tritt bei Vorderfederbruch ein und wie schädlich ist mich gegen die Folgen? Bei einem Bruch des hinteren Teiles der Vorderfeder

Bruch der linken Vorderfeder.

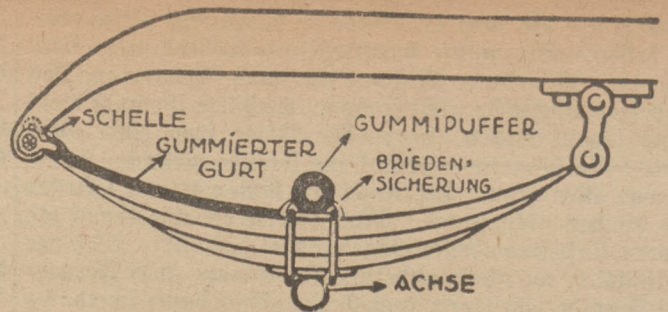


schlägt der Rahmen auf die Federbriden, während die Vorderachse durch den vorderen Teil der Feder in richtiger Lage zur Spur festgehalten wird. Hierbei kann es zu einer Bremsung bzw. Aufreißen des Vorderreifengummis durch das Spritzblech kommen. Dieser Unfall läuft daher meistens glimpflich ab.

Außerst gefährlich und, wie schon gesagt, die Ursache der meisten Unfälle ist der Bruch des Hauptblattes auf der vorderen Seite der Feder. Tritt hier ein Bruch ein, dann schlägt die gebrochene Feder an den Chassisrahmen, gleichzeitig wird aber die Achse durch das Borderrad so weit nach hinten gehoben, wie es das hintere Behänge erlaubt. Es tritt eine Schiefstellung der Achse, wie sie in Bild 1c eingezeichnet ist, ein. Die Schiefstellung ist so groß, daß der Wagen nach 20–30 Metern im Chausseegraben oder auf dem Sommerweg ist, wenn nicht schon vorher ein Stein oder ein Baum der Fahrt ein böses Ende bereitet hat. Bei höherer Geschwindigkeit ist ein Unfall unvermeidbar, denn erstens ist ein plötzliches Abstoppen des Wagens nicht mehr möglich, und zweitens kann der Fahrer das Steuer in diesem kurzen Augenblick nicht mehr herumreißen. Erschwerend ist hierbei, daß in vielen Fällen durch die Schiefstellung der Achse die Steuerung behindert wird. Ein Unfall ist unvermeidbar, und die Schwere hängt nur vom Zufall ab.

Gibt es nun einen Schutz gegen diese Folgen des Vorderfederbruches? Diese Frage kann bejaht werden, wenn eine entsprechende Vorrichtung angebracht wird. Sie besteht aus einem Haltegurt und einem Gummipuffer (Bild 2). Der Hauptteil der Vorrichtung, der Haltegurt, hält bei eintretendem Federbruch die Vorderachse in der richtigen Fahrlage und verhindert eine Schiefstellung der Achse (e und f). Auf den Gummipuffer senkt sich der Chassisrahmen, so daß die Fahrt ohne weitere Behinderung in den meisten Fällen fortgesetzt werden kann.

Die Vorrichtung ist schon in jahrelangem Betrieb ausprobiert worden und hat bereits in hunderten von Einzelfällen die Folgen des Vorderfederbruches verhindert. Der Gurt ist bei gesunder Feder vollständig unbelastet, so daß er sich nicht abnutzt und für



den Bedarfsfall voll betriebsfähig bleibt. Es ist auch kein Fall bekannt geworden, in dem diese einfache Sicherung versagt hätte. Im Hinblick auf die möglichen Folgen, sollte die „Sign“-Sicherung an keinem Auto fehlen.

Metalle in unserer Nahrung.

Daß Blei in der Nahrung und in Getränken, vor allem auch im Leitungswasser, für den menschlichen Organismus sehr gefährlich sein kann, ist allgemein bekannt. Nun enthält unsere Nahrung an sich schon die verschiedensten Metalle in Form von Metallsalzen, ferner werden durch Verpackung, Kochgefäße u. a. noch weitere Metalle der Nahrung beigemischt.

Nach K. B. Flinn und J. M. Inge finden sich Kupfer, Zink, Mangan, Eisen, Aluminium, Nickel und Kobalt häufig in unseren Nahrungsmitteln, dagegen kein Blei. Viele von den Metallen kommen auch normal im menschlichen Organismus vor, z. B. Kupfer, Zink, Eisen, Mangan und Aluminium. Ob nun alle diese Metalle für unseren Körper eine biologische Bedeutung haben, wissen wir nicht. Das Eisen ist jedoch ein lebenswichtiger Bestandteil, es wird zur Blutbildung gebraucht und dient in den roten Blutkörperchen als anorganischer Katalysator zur Sauerstoffübertragung von der Lunge nach den verschiedenen Organen. Viele von den aufgenommenen Metallen werden rasch, wahrscheinlich ohne vom Körper gebraucht zu werden, wieder ausgeschieden: Kupfer, Nickel, Zink und Aluminium durch den Stuhl, Zink teilweise durch Stuhl und Urin. Die Metallsalze vereinigen sich mit den Eiweißkörperchen der Nahrung zu harmlosen Verbindungen. Nur wenn die Metallsalze sehr reichlich in den Speisen vorhanden sind, können sie unserem Körper gefährlich werden, auch dann, wenn sich im Magen zu viel Säure befindet, durch welche die Salze wieder von den Eiweißkörperchen getrennt werden und die frei gewordenen Metallionen dann ihre Wirkung entfalten können. Deshalb wirken Metallsalze auf leeren Magen besonders schädlich. Flinn und Inge geben weiter an, daß chronische Aluminiumvergiftungen durch in Aluminiumgefäßen gekochte Nahrung noch nicht einwandfrei beobachtet worden sind.

Ein neues Kolumbus-Dokument.

Ein Mitarbeiter am Spanisch-Kubanischen Geschichtsinstitut in Madrid, Fernandez Diaz, hat dort in den Archiven ein Dokument entdeckt, das für die noch so viele Dunkelheiten bietende Lebensgeschichte von Kolumbus bedeutsam ist. Es ist die notarielle Beglaubigung der Ueberführung der Leiche von Christoph Kolumbus in das Karthäuser-Kloster von Sevilla. Die Karthäuser erhielten die Leiche zur Aufbewahrung bis zu ihrer Ueberführung nach der Insel San Domingo, wo der große Entdecker nach dem in seinem Testament ausgesprochenen Wunsch begraben wurde. Das Altentstück ist vom 11. April 1509 datiert und vom Sohne des Kolumbus, Diego, und dem Prior der Karthäuser unterzeichnet. Der Wert dieses Dokuments liegt nicht nur in der Bestätigung der Annahme, daß die Leiche des Admirals zunächst von Valladolid nach Sevilla zur vorläufigen Beisetzung gebracht wurde, sondern in der dadurch eröffneten Hoffnung, daß weitere Forschungen das Testament des Kolumbus zutage fördern können, das seit langem gesucht wird, und durch das seine so viel umstrittene Nationalität endgültig nachgewiesen werden würde.

Aus aller Welt.

Neue Werke bekannter Autoren. Rolf Laundner hat ein neues Schauspiel in fünf Bildern vollendet: „Säure auf der Straße“. — Ein neues dreiaktiges Lustspiel von Raoul Auernheimer: „Die Feuerprobe“, wird noch in dieser Spielzeit am Münchener Residenztheater mit Gustav Waldau in der Hauptrolle zur Uraufführung kommen. — Das Berliner Lessingtheater bringt gleich nach Ostern das neue Georg-Kaiser-Stück: „Mississippi“ zur Uraufführung. — Melchior Lengyel arbeitet an einer neuen dreiaktigen Komödie: „Ein Held“.

Petroleumgewinnung aus einem Salzsee. Der russische Geologe Jakowlew hat in der Nähe der turkestanisch-chinesischen Grenze, dicht bei dem Flusse Tschu, einen neuen Salzsee entdeckt. Die Ufer dieses Sees sind mit pflanzenartigen Ablagerungen bedeckt, aus denen man nach Feststellungen des Forschers durch Destillation Petroleum, Benzin und Paraffin erzeugen kann. Jakowlew erklärt, daß solche Ablagerungen bisher noch an keiner Stelle der Erde entdeckt worden seien.